

Hund und Katze

Ausstellung von Karina Spechter bei Semjon Contemporary

4.11. – 22.12.2016

Von der Haltung zum Zeichen zur Kunst

Karina Spechters blauer Hund im Großformat, vor fast 30 Jahren mit nur einem *H.* reduziert betitelt, war eines ihrer letzten Tafelbilder, das noch zu Studienzeiten bei Georg Baselitz an der ehemaligen Hochschule (heute: Universität) der Künste Berlin entstand.

Vor feurigem, orangerotem Grund schiebt sich ein tiefblauer Hundekopf fast bildfüllend auf die Leinwand. Es ist ein Hundekopf auf massigem Hals, der sich uns *en face* zuwendet und uns zu fixieren scheint. Wir können nicht klar definieren, ob sich ein aufmerksamer Wachhund oder eine Bestie dahinter verbirgt. In seiner Größe und Wucht wirkt er unheimlich, wenig vertrauenerweckend. Gleichwohl blitzen keine scharfen Reißzähne auf, sondern die Schnauze ist verschlossen – sie könnte auch weich und samtig sein. Der blaue Hund als Begleiter und treu ergebener Freund, als Beschützer seines Herrn, seiner Herrin?

Trotz der sehr physisch empfundenen Präsenz des Dargestellten wirkt nichts „echt“ an diesem Geschöpf. Das blaue „Fell“, die Proportionen, die fast symmetrischen Ohren, die dunklen Flächen, die die Augen suggerieren mit ernstem, fast hypnotischem Blick; die grobe Schattenlinie, die den Kopf vom Hals trennt, das angedeutete Maul. Das Ganze bleibt in einer offenen, „wilden“ Malweise in Signalfarben großzügig angedeutet.

Der blaue Hundekopf ist eine reine Behauptung, ein malerisches Statement, das die junge Malerin vor langer Zeit selbstbewusst postuliert hat.

Das Bild begleitete ihren Umbruch von der Malerei zu Objekt und Skulptur: Es sind seitdem ihre plastischen Werke, die in ihrer reduzierten Form und besonderen Materialität eine ungeheure Präsenz im Raum entwickeln, die auf die Distanz eine große Form konzentrieren und bei näherem Betrachten jene Komplexität aus unzähligen kleinen Einzelteilen entfalten, die das Signet der Bildhauerin Karina Spechter geworden sind.

Katze, Spechters neueste Arbeit, ein pinkfarbener Tierkopf, ist ebenfalls reine Behauptung, ein bildhauerisches Statement, das die Künstlerin heute ihrer Malerei von damals gegenüberstellt. Eigenwillig die voluminöse Form aus dichtgehäkelter PVC-Folie, die nur die – zudem durchbrochene – Außen- und Oberfläche der Plastik im Raum definiert. Schwer und wuchtig in der Wirkung, zugleich überraschend leicht und durchsichtig bezüglich Material – luftige Lumifolie – und Technik – „harmlose“ Häkelei, allerdings aus riesenhaften Häkelmaschen! Poppig bunt wie Bonbonpapier, glänzend wie Christbaumkugeln und doch stellt sich statt heiterer Süße eher

Unbehagen ein: Die sich anbietende Assoziation der Schmusekatze wird schon durch die Größe abgeschmettert. Durch die in verschiedener Farbschattierung und verschiedener Dichte verschlungene Folie entsteht der Eindruck eines Gesichts. Aus tiefen Augenhöhlen scheint uns auch hier unser Gegenüber anzustarren.

Die Katze als selbstbewusstes, eigenwilliges und distanzierendes Lebewesen, der Hund als unterwürfiger, treu ergebener Freund des Menschen, Pink und Blau, kontrastreicher kann der Gegensatz nicht sein.

In der Gegenüberstellung von Hund und Katze, dem Gemälde *H.* von 1987 und der mächtigen gehäkelten *Katze* von 2016, wird sichtbar, wo Karina Spechters Anfänge ihrer eigenen künstlerischen Bildsprache liegen und warum sie sich der Plastik zuwandte. Der zum Zeichen in blau reduzierte Hundekopf wirkt trotz der gemalten bzw. malerisch angedeuteten Details wie Schnauze, Augen und Ohren merkwürdig flächig; durch die Reduktion des Umrissprofils erhält er jedoch ein Volumen, das uns zwar in sich kaum differenziert, dafür umso geballter und kraftvoller gegenübertritt. Genau diese Präsenz ist auch typisch für das plastische Werk der Künstlerin.

Karina Spechter versteht es – und das ist im Gemälde *H.* bereits deutlich angelegt –, das Wesen des „Dargestellten“ zu einem Zeichen zu verdichten, in eine eigenartige, nicht zu übersehende Form zu destillieren und ihm eine „Physis“ zu geben, die als Form im Gedächtnis haften bleibt.

Das, was der jungen Künstlerin in ihrer Malerei damals schnell und ungestüm von der Hand ging, wie am Pinselduktus gut ablesbar ist – man könnte von einer Sturm- und Drang-Phase sprechen –, entsteht als plastisches Gebilde später deutlich langsamer in unzähligen Arbeitsschritten: Der selbstbewusste, schnelle und doch präzise formulierende Pinselstrich wird eingetauscht in ein ebenso selbstbewusstes, jedoch beharrliches und zeitaufwendiges Erarbeiten. Das Resultat ist in seiner Wirkung ähnlich: Ein irritierendes, unübersehbares Zeichen, konzentriert in einer eigenwilligen plastischen Form, gewirkt aus Materialien, die für die klassische Bildhauerei eher untypisch, fremd und ganz anderen Bereichen entnommen wirken. Der expressive Duktus ist eingetauscht worden gegen die kontrolliert wilde Anordnung der Subformen, die „Stipsel“ aus Papier und Leim, die die Plastiken in verwirrender Menge bevölkern. In ihrer eigenwilligen Präsenz und fast verstörenden Wirkung sind sie längst als Handschrift der Künstlerin zu erkennen.

Man kann diese Teilchen auch als in den Raum transformierte malerische Oberflächengestaltung wahrnehmen, ebenso wie die plastischen Maschen der in den unterschiedlichen Farbschattierungen „malerisch“ gehäkelten Kunststofffolien. Auf originelle und komplizierte Weise hat Karina Spechter nicht nur die Farbe, sondern auch ihre Malweise in ihr plastisches Werk transformiert und dafür ihre eigenen Ausdrucksmittel erfunden.

Ihre Werke überraschen immer wieder, sowohl die Neuschöpfungen, als auch ihre älteren Werke im Rückblick!

Die Spontanität, die geballte Kraft des schnellen Pinselstrichs hat sich die Künstlerin in ihren Zeichnungen bewahrt. Dort erstrichelt sie in kaskadengleichen Aktionen die Formen, verdichtet sie gleichsam oder erzeichnet und erschreibt mit nur wenigen Linien, die auch gelegentlich Worte sind, das Eigentliche, das oft im Titel einen inhaltlichen Verweis erfährt.

Warum hat die Künstlerin mit dem Malen vor gut 30 Jahren aufgehört? Warum ist sie stattdessen zur Plastik gewechselt? Ein wesentlicher Grund scheint mir, dass im Objekt, in der gestalteten dreidimensionalen Form, ihr Anliegen, ein konzentriertes, isoliertes und unvergessliches Zeichen zu schaffen, eine besondere Bühne erfährt. Die Plastik wird von uns dreidimensionalen Wesen als „wirklicher“ als das (Tafel-)Bild empfunden, sie ist ihm in der Präsenz im Raum überlegen. Schon die Tatsache, dass man sich zu einem Objekt, zu einer Skulptur im Raum als Betrachter positionieren muss, weil ein physisches Gegenstück zu einem selbst den Raum besetzt, drängt uns zu gesteigerter Auseinandersetzung mit dem Objekt. Ein Bild an der Wand stellt sich uns nicht in den Weg. Die Unabdingbarkeit der körperlich erfahrbaren Konfrontation mit einem plastischen Werk konfrontiert den Betrachter mit sich selbst. Sie ermöglicht es der Künstlerin, in ihren Arbeiten gleichzeitig dominant und subversiv aufzutreten und das von ihr geformte Zeichen in ihrer unverwechselbaren Bildsprache als Kunstwerk ins Gedächtnis des Betrachters einzuschreiben.

Von der Haltung zum Zeichen zur Kunst

Semjon H. N. Semjon
Im Oktober 2016